

„Miami? Wie kommst Du denn darauf?“ Das war so die Skepsis, die mir entgegenschlug, als ich Kollegen und Freunden davon erzählte, dass ich mein Burns-Stipendium 2012 im Süden Floridas absolvieren werde. Miami, so der Tenor, sei ja nun nicht gerade als bedeutender Medienmarkt bekannt. Und überhaupt, diese bizarre Stadt, voll von Pimps, Pomp und Porsche. Was ich denn da bitteschön wolle?

Um es gleich zu sagen: Ich habe meine Entscheidung nicht bereut. Im Gegenteil.

Der Miami Herald ist, jedenfalls meiner Meinung nach, eine ziemlich perfekte Adresse für das Stipendium. Nun gut, das gelbliche Verlagsgebäude ist etwas gewöhnungsbedürftig, es hat seinen Charme, aber schön ist es nicht. Es ist eines dieser bunkerartigen, mit Sicherheit asbestverseuchten Sechzigerjahreklötze, die so stabil aussehen, dass sie wohl auch einen Weltuntergang überstehen würden. Dabei ist, wenn man aus den Fenstern des Gebäudes über die malerische Biscayne Bay blickt, nun wirklich nicht an Weltuntergang zu denken. Links ein Inselchen, rechts ein Inselchen und hinten, am Ende des MacArthur Causeways, die Palmen von South Beach. Es ist alles sehr, sehr hübsch zurechtgemacht.

Der Newsroom des Herald ist, nun ja, amerikanisch gehalten. 150 Redakteure Schulter an Schulter. Eine Grünpflanze. Fensterplätze nur für die Chefs. Die spanische Redaktion El Nuevo Herald hat ihre Ecke, die Radio-Redaktion auch, im Meinungsressort hängen die Pulitzerpreise. Trennwände gibt es, abgesehen von den Cubicles, nicht. Kurzum: Ein deutscher Betriebsrat hätte mit dem Ambiente sicher seine Probleme. Aber es ist auch irgendwie reizvoll.

Ich hatte das Glück, gleich neben dem Central Newsdesk sitzen zu können, dem Herz der Nachrichtenredaktion. Tagesplanung, Breaking News, Online-Print-Koordinierung – alles wird hier organisiert. Jeff Kleinman, Chef der Chefs vom Dienst, nahm mich gleich am ersten Tag unter seine Fittiche, was ganz gut war, denn so recht wusste ich nicht, was auf mich zukam.

Wann immer ich in den zwei Monaten Fragen zum Redaktionssystem, den Arbeitsabläufen oder sprachlichen Dingen hatte, war Jeff mein Ansprechpartner. „We’ll use you“, sagte er gleich zu Beginn. Da wusste ich: Sie schmeißen einen beim Herald gerne rein ins Wasser.

Nicht ins Wasser der großen Politik, so viel ist klar. Das machen die anderen Zeitungen, die Post, die Times, die Tribune. Nach etlichen Medienkrisen und einer Halbierung der Verlagsmannschaft innerhalb von zehn Jahren hat sich der 1903 gegründete Herald entschieden, sein Glück vor allem im Lokalen zu suchen. Für deutsche Stipendiaten ist das wunderbar, denn in Miami, dessen karibischer Flair darüber hinwegtäuscht, dass die Stadt eine der ärmsten der USA ist, gibt es so viele Geschichten, wie es Redakteure gar nicht geben kann.

Es wird zum Beispiel jeden Tag jemand erschossen, was soziologisch gesehen natürlich furchtbar ist, aber journalistisch betrachtet einige Vorteile bietet. Es gibt einen Tatort, ein Opfer und eine Familie. Es gibt eine auskunftsfreudige Polizei, im Internet abrufbare Gerichtsakten und Datenportale, in denen von der Biografie bis zur Telefonnummer so ziemlich alles zu finden ist. Und weil die Kollegen beim Herald das Ganze schon so oft durchgemacht haben, wird gerne der Stipendiat zum police reporter gemacht, um zu recherchieren und am Ende des Tages eine Geschichte abzuliefern.

Man landet dann schnell mal in weniger angenehmen Gegenden wie Liberty City oder Hialeah. Man bekommt mit gruseligen Gestalten zu tun und wird, wenn das Fachvokabular fehlt, von den officers belächelt. Aber die Abdruckwahrscheinlichkeit liegt bei 100 Prozent.

Das gilt auch für viele andere Themen. Wenn nächstens in Southwest Ranches ein Pferd geschlachtet wird, muss jemand hin. Wenn kubanische Flüchtlinge an den Ufern von Key Biscayne stranden, darf der Herald nicht fehlen. Wenn Latinos in Coral Gables die Büros des Senators besetzen oder die Marlins in ihrem Jahrhundertstadion mal wieder zum zehnten Mal in Folge verloren haben, spielt die Textlänge keine Rolle. Hauptsache das Lokale steht für etwas Größeres: Bürgerrechte, Kriminalität, Einwanderung, Freiheit. Und Sport geht sowieso immer.

Natürlich ist Florida auch politisch interessant. Der Staat ist einer dieser Swing-States, die sich nicht so recht entscheiden können, ob sie nun eher demokratisch oder eher republikanisch sind. Das hat zur Folge, dass Florida in Wahlkampf-Zeiten zur Pilgerstätte der Kandidaten wird.

Für Miami gilt das besonders, weil hier ein Großteil der Einwohner einen lateinamerikanischen Hintergrund hat. Hispanics sind die am stärksten wachsende Wählergruppe in den USA. Da muss man sich in Little Havana oder Little Haiti schon mal blicken lassen, wenn man commander in chief werden will. In meiner Zeit, kurz vor der Präsidentschaftswahl, war Mitt Romney in acht Wochen dreimal da. Barack Obama zweimal.

Wer auf die tagesaktuelle Hektik keine Lust hat, kein Blut sehen kann oder mal für den heimischen Arbeitgeber zur Feder greifen will – kein Problem. Man sollte dann nur dem day editor sagen, dass man für das general assignment, also für Auftragsarbeiten aller Art, für ein Weilchen nicht zur Verfügung steht. Sie geben einem beim Herald alle Freiheiten.

Ich habe das mehrmals genutzt und zum Beispiel ein paar Tage damit verbracht, über Al Capones Spuren in Miami zu forschen. Den hatte ich immer in Chicago verortet, aber irgendwann stieß ich auf eine Immobilienanzeige, in der die „ehemalige Residenz“ des Gangsterbosses auf Palm Island für 10 Millionen Dollar zum Verkauf angeboten wurde. Ich besuchte die Villa mit Capones Nichte, las mich in seine Zeit in Miami ein und bot dem Sonntagsteil des Herald eine mehrseitige Reportage an.

Zum Schluss ein Tipp: Man braucht ein Auto. Die Leihgebühr ist nicht gerade günstig, aber sparen sollte man wirklich woanders. Zwar ist das öffentliche Verkehrssystem besser, als sie in Miami behaupten. Es gibt zum Beispiel eine S-Bahn, mit der man kostenlos durch Downtown fahren kann. Die Busse verbinden recht zuverlässig South Beach mit dem Festland. Aber um zu einer Demo in West Miami zu kommen, sollte man nicht auf den Hundertzehner in Richtung Flughafen setzen.

Man wäre wahrscheinlich erst am nächsten Tag wieder in der Redaktion. Und da man leider nur zwei Monate hat, ist Zeit ein kostbares Gut.